

Sächsische Volkszeitung

erschint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.
Preis: Vierteljahr 1 M. 50 Pf., ohne Postgeb. - Bei
abgesonderten Bestellungen II. Preis: Vierteljahr 1 M. 50 Pf.
Redaktions-Adresse: 11 - 12 Uhr.

Unabhängiges Tageblatt für Wahrheit, Recht u. Freiheit.

Anfrage werden die für den Postverkehr über den Rhein mit
15 Pf. bedient, bei Verbreitung bedauerlicher Natur.
Wachstumszeit, Redaktion und Geschäftsstelle: Dresden,
Wilsdruffer Straße 43. - Fernsprecher Nr. 1108.

Der Konflikt in Frankreich.

Die „Ironie der Weltgeschichte“ treibt die sonderbarsten Blüten; zwei europäische Staaten haben derzeit einen früheren Theologen an der Spitze ihrer Regierungen; einer war katholischer Theologiestudent und einer ein protestantischer Geistlicher, der Ministerpräsident Combes in Frankreich und der Ministerpräsident Kuiper in den Niederlanden. Die Katholiken unterstützen den reformierten Theologen, der an der Spitze eines konservativ-katholischen Kabinetts steht und sind gezwungen, den katholischen Theologen energisch zu bekämpfen.

Wir haben in der Sonntagsnummer einen Ausspruch Kuipers besprochen, den er in der französischen Zeitschrift „La Revue“ gab als Antwort auf die Anfrage, ob eine Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche zur Bekämpfung des Unglaubens möglich sei. Herr Combes würde wohl die Ansicht des Theologieprofessors Garnad geteilt haben, daß die Nacht immer kürzer wird, zu welcher Zeit die Völker nur noch in der Anstalt, genannt Kirche, schlafen sollen, sonst sollen sie in Gottes freier Luft unterschiedlos promeneren; es ist das das Freimaurerideal Garnad und Combes würden sich die Hände reichen.

Aber auch der protestantische Theologieprofessor Garnad würde kaum jene Mittel billigen, die der ehemalige katholische Theologe anwendet. Es ist dem französischen Ministerium, an dessen Spitze der katholische Theologe steht, vorbehalten, Offiziere deshalb zu maßregeln, weil sie oder Frauen und Kinder die Messe besuchten und zur heiligen Kommunion gehen, denn das wird heute schon als Skandal bezeichnet. Es ist dies ein neuerlicher Beweis für den Satz, daß ein Apostat die katholische Kirche und alles, was katholisch ist, mit infernallem Haß verfolgt, mit einem Haß, dem nur in den seltensten Fällen und dann meist nur aus Unwissenheit ein Protestant zeigt. Julian der Abtrünnige findet in der Weltgeschichte entschieden moderne Aufgaben.

In dem französischen Konflikt hat nunmehr der heilige Vater selbst das Wort ergriffen in dem geheimen Konfistorium, das am letzten Sonntag abgehalten worden ist und von dem wir in der letzten Nummer den Auszug der Ansprache nach dem Wolffschen Bureau brachten. Aus dieser Rundgebung spricht jenes Gottvertrauen, das nie aus dem Reichgewicht bringt und jene Ruhe, welche das Eintreten für die heilige Sache verleiht.

Papst Pius X. bedauert in seiner Ansprache den Konflikt in Frankreich, zumal derselbe dazu führt, daß die Regierung der Kirche gebietet ist und keine Bischöfe mehr ernannt werden können. Aber mit aller Entschiedenheit betont er auch, daß allein die französische Regierung die Schuld an dem Konflikt trägt und daß die fortdauernde Verletzung der Rechte der Kirche und die Herabsetzung des heiligen Stuhles einen öffentlichen Protest herausgefordert hätten. Der heilige Vater gibt sich auch über die Weiterentwicklung seiner Längung hin. Er selbst weiß, daß sein Protest leider bei dem derzeitigen Geist der Mehrheit der französischen Volksvertretung ungehört verhallt, und er rechnet bereits damit, daß „die Regierung ihre letzten Ziele erreichen werde“. Diese gehen bekanntlich auf Kündigung

des Konkordats und damit auf böllige Trennung von Staat und Kirche. Aber auch das findet den heiligen Vater nicht unvorbereitet und nicht furchtbar; das Vertrauen zur Hilfe Gottes, welcher die Welt besiegt hat, ist dem heiligen Vater Trost und gibt ihm Kraft.

Diese päpstliche Kundgebung wird einerseits die Widerheit des französischen Volkes stärken für die bevorstehenden Kämpfe, da sie weiß, daß die Kirche und der Segen Gottes ihr zur Seite steht. Die radikal-sozialdemokratische Mehrheit aber wird nun aufs neue über die „Einnischung“ des Papstes sich besinnen und jetzt rascher auf ihre Ziele hinarbeiten. Der Zeitpunkt für diese Kundgebung Kombs ist sehr klug gewählt; der heilige Vater nimmt selbst Bezug „auf die letzten Ereignisse“. Bisher konnte man sich immer noch mit der geringen Hoffnung tragen, daß die derzeitige Regierung gestürzt werde. Nachdem dies aber selbst nicht infolge der Enthüllung des schmachlichen Ueberwachungsdienstes der Freimaurerei geschehen ist, darf man für absehbare Zeit hiermit nicht mehr rechnen. Die parlamentarische Mehrheit nutzt in brutaler Weise die Situation aus. Sie stolzt nicht über „juristische Zwirnsträden“ und wenn sie dief ind wie Schiffstau. Kom gilt der Kampf, geführt mit den verwerflichsten Mitteln.

Da nun eine Verhinderung in höhere Aussicht zu nehmen ist, hat Combes dieser Tage das Projekt auf Trennung von Staat und Kirche der Deputiertenkammer unterbreitet und hierbei die Einmütigkeit des Kabinetts betont. So hat Pius X. in ganz richtiger Abwägung all dieser Momente gerade die jetzige Situation am geeignetsten gefunden, um seine Stimme zu erheben.

Die „letzten Ziele“ der Freimaurerregierung sind Trennung von Staat und Kirche; damit fällt das Konkordat und mit ihm die staatliche Unterstützung von jährlich 40 Millionen Frank, welche die Kirche genossen hat; bekanntlich ist diese Summe nur ein winziger kleiner Ertrag für die säkularisierten Kirchengüter, welche die französische Revolution verlor. Aber mit diesem Judok für die Befolgung der katholischen Kirchensteuer hat der Staat auch einen sehr weitentlichen Einfluss auf die Kirche erhalten, so daß selbst die protestantische „Kreuzzeitung“ zugestimmt.

Die Konkordatsbischöfe und Konkordatsgeistlichen sind zum großen Teil willfährige Agenten des jeweiligen politischen Systems und verlegen völlig, wenn es zwischen Staat und Kirche zum Bruch kommt. Der „gemäßigte“ Mittel, welcher die Aufhebung des Konkordats gegenüber Combes bestrafte, hat das sicherlich im Interesse des Staates getan und nicht der Kirche, denn er selber steht keineswegs auf kirchlichem Boden.

Es ist überhaupt interessant, die Auffassung dieses protestantischen Blattes näher kennen zu lernen. Dasselbe warnt bereits die liberale deutsche Presse, von der Kündigung des Konkordats abzuhalten zu erwarten. Die ausfallenden 40 Millionen würden gewiß mit Leichtigkeit von den gläubigen Katholiken aufgebracht werden. Aber auf der anderen Seite würden dann alle Skleriker, da sie vom Staate nichts mehr zu hoffen und auch nicht Gehaltszwecke zu befürchten hätten, in eine geschlossene Linie für Kom und gegen Combes auftreten; diese Einigkeit des Klerus habe der französische Staat nicht kennen gelernt. „Bei Konflikten mit der Kirche haben ihn stets mehrere Bischöfe und zahl-

reiche Priester offen und im geheimen unterstützt, schon wegen der Aussicht auf Beförderung, die sie vom Konkordat aufgelöst, so wissen alle, daß sie nur noch Halt an ihren kirchlichen Ebernen haben, und dann wird sich der eine noch eifriger und staatsfeindlicher zeigen als der andere. Selbst wenn dann der ganze Klerus Frankreichs der royalistischen oder bonapartistischen Partei beitrete, würde die Staatsregierung absolut ohnmächtig sein, dies zu verhindern.“ Selbst Combes wisse gut, daß dies eintreten werde und deshalb luche er durch die Staatschulen „lauter Freidenker“ zu erziehen! Aber diese Rechnung sei falsch; sobald für die Kirche die Fesseln des Konkordats gefallen seien, werde sie sich mit Leichtigkeit die Unterrichtsfreiheit erobern und dann erst recht geträgt werden. In die Kammer werde eine „starke liberale Partei“ einziehen und hier mit einer Rücksichtslosigkeit vorgehen, die man in Frankreich seither nicht gekannt habe. Deshalb kommt das protestantische Blatt zu dem Schluß: „Sobald das Konkordat fällt, hat der Papst schon halb gewonnen.“ Das lasse schon sein jetziges Verhalten erkennen, das frei von jeder weiteren Nachgiebigkeit sei! So weit das protestantische Blatt, daß gewiß den Konflikt in Frankreich ruhiger beurteilt als die himmelhoch jauchende liberale Presse.

Wenn die Trennung von Kirche und Staat Gesetz wird, so wird dadurch nicht bloß die katholische Kirche betroffen, sondern auch die Protestanten und Juden. Ein protestantischer Barrer führt im „Siecle“ darüber folgendes aus:

„Am Tage nach der Veröffentlichung dieses Gesetzes würde die reformierte Kirche sich in Kleine Stücken zerbröckeln, ohne Zusammenhang und ohne Oberleitung. Viele dieser Bruchstücke würden zu Grunde gehen. Die im ganzen 700 000 bis 800 000 Protestanten, die über ganz Frankreich zerstreut sind, seien in gewissen Departements reich und zahlreich genug, um für sich selbst aufzukommen. Aber in anderen Departements seien sie so dünn gesät und so arm, daß sie nur im Anschluß an eine nationale Vereinigung und durch Hilfe einer Zentralkasse bestehen können. Die Departements Gironde, Dordogne, Finisterre, Ille-et-Vilaine, Nièvre, Allier, zählen nur je eine Pfarrei; andere, Orne und La Manche, nur zwei.“ Ueber den Artikel 9 (Beschränkung des Klerusfonds) schreibt derselbe Barrer: „Wenn man unsere Kirchen zerstören will, dann komme man uns nicht, von Wohlthunern zu reden. Diese Ironie wäre zu grausam. Wir können nicht an eine solche Absicht glauben, und wir appellieren vertrauensvoll von einer schlecht unterrichteten Regierung an eine eruditere und wahrhaft gerechte.“ Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Lutherische Synode zu Paris einmütig einen energischen Protest gegen die Pläne der Regierung erlassen hat, von denen sie die größte Schädigung ihrer Organisation befürchtet. Daß auch das Judentum idavere Schädigungen von der kircheneindlichen Aktion zu befürchten hat, hat der Großrabbiner dieser Lage erklärt. Man sieht daraus, daß der Kampf der Freimaurerregierung gegen die Religion überhaupt, in erster Linie natürlich gegen die katholische Konfession geht.

Die deutschen Katholiken haben zwei Lehren aus der

Ein Vermißter.

(Nachdruck verboten.)
[Schlage vom ostasiatischen Kriegsschauplatz von W. v. D. Doz.]

„Um Gotteswillen erbarmet euch und sagt mir endlich die Wahrheit. Die Wahrheit — hört Ihr — und wäre sie noch so furchtbar, oder ich verfallende dem Wahnsinn. Was ist aus ihm geworden? Nun? Gefallen? Ihr wollt es nicht wissen und weint? O pfiu, ihr lügt. Aber ihr habt keine Ahnung, könnt keine Ahnung davon haben, wie sehr ich ihn liebe. Wenn es einen Gott der Liebe und des Erbarmens gäbe, so müßte er mich schon längst erhört und mir die Wahrheit haben verkündigen lassen, denn ich bitte, siehe, schreie bei Tag und bei Nacht, auf den Knien liegend, um Erlösung aus dieser Qual der Ungewißheit. Aber es gibt keinen Gott. Ganz gewiß nicht! Ich glaub' es nicht mehr. Es'k alles Schwindel!“

„Jefatharina! Um deiner Seele willen halt' ein! Du weißt nicht, was du redest in deiner Angst. Wir wissen von Orlof leider so wenig wie du. Siehst du nicht auch uns in unbeschreiblicher Traurigkeit und aufgelöst in Schmerz? Dennoch wollen wir nicht verzagen an Gottes Barmherzigkeit, vielmehr fortgesetzt ihn bitten, daß er alles zu einem guten Ende führe. So trage du es doch auch, Kind. Werde still, besonnen, durch Vertrauen auf Gott.“

Die sanften, tröstenden Ermahnungen blieben ohne jeden Erfolg, heute ebenso wie täglich seit vier Wochen, nachdem Orlof als „vermißt“ gemeldet worden war.

Jefatharina, ein kaum den Kinderstufen entwachsenenes, bildschönes Mädchen mit einer Figur wie von Künstlerhänden gemeißelt, gebürdete sich nur immer wilder, bis schließlich ein Weintramp sie niederwarf und ihre feurig auflodernde Kraft zügelte. Sie war die einzige, vielumworbene Tochter des reichsten Kaufmanns im Städtchen und hatte den Eltern als herbstlicher Liebling die Bewilligung abgerungen zum Verlöbniß mit dem im väterlichen Geschäft tätig gewesenen Handlungsgehilfen Orlof, welcher der älteste Sohn in der armen Lehrersfamilie war, zu der sie nun täglich 3- oder 4 mal hinstürmte, um Nachricht zu empfangen über ihn, der gleich nach der Mobilmachung hatte mitzuziehen müssen in den Krieg und seit der ersten

Schlacht am Jalu vermißt wurde. Sagen wie oben geschildert, waren in dem Lehrerbüchsen an der Tagesordnung.

Die Japaner hatten nach ihren siegreichen Siegeszügen schon etwa 30 000 Mann an Land gesetzt und markierten nach Norden zu, um über den Jalu weiter einzudringen in das gewaltige Jarenreich und mit seiner Armee ebenso kurzen Prozeß zu machen wie mit seiner Marine.

Tagelang hatte es unaufhörlich geregnet, heut' ist die Luft klar und rein, kalt allerdings, sehr kalt, aber die nächsten Stunden werden wohl Arbeit genug bringen, bei der einem noch heiß werden kann. — Nichtig! Fern am Horizont entdecken die Offiziere mit den scharfen Gläsern schon ein Wüßern und Flimmern, das nur von den Helmen und Bajonett-Zwischen der Japaner herrühren kann. Sie haben sich nicht getäuscht. Die Mittelteilung vom Herannahen des Feindes läuft von Abteilung zu Abteilung, von Mann zu Mann. Ein minutenlanges Murmeln und Flüßtern geht durch die Reihen. Dann wird es auf Befehl des Höchstkommandierenden still, denn der Feind wird schon sichtbar in ganzer Figur. Die Adjutanten jaagen in gestrecktem Galopp hin und her, die Befehle der Kommandeure den Führern der einzelnen Abteilungen zu vermitteln. Die Artilleristen erwarten in jedem Augenblick den Befehl zum Feuern, kann doch der schon in Schützenlinien ausgeschwärmt Feind nach ihrer Schätzung höchstens noch 6000 Meter entfernt sein. Aber bei klarem, kaltem Wetter schätzt man die Entfernungen stets zu kurz ab, das weiß der Oberstkommandierende sehr gut, darum wartet er noch. Die Japaner, die doch gleichzeitig Artillerie mit sich führen, feuern ja auch noch nicht.

Jetzt schätzt der General den Feind auf 4000 bis 4500 Meter, also berechnet er nach den langjährigen Erfahrungen des leichten Laufschens bei schönem Wetter die Entfernung auf 5000 bis 5500 Meter, gibt den Artillerieabteilungen Befehl zum Stellen des entsprechenden Bissers und — „Erstes Geschütz — Feuer! — Zweites Geschütz — Feuer! — Drittes Geschütz — Feuer! — Viertes — Haakt! — Stopfen!“ Sämtliche Geschosse sind weit vor dem Feind

in die Erde gefahren, das beweist, wie mit den Gläsern genau beobachtet, der aufragende Boden. Also immer noch zu kurz geschickt!

Wieder sind etwa 5 Minuten vergangen, da erkennen die russischen Führer, daß auf der rechten Flanke des Feindes mehrere Batterien in Karriere auffahren. Jetzt wenden sie um mit einer Schwalligkeit, die ihres Gleichen sucht, wanken ab und bum! tönt der erste Gruch auch schon herüber. Ebenfalls zu kurz! Haha! Einen Augenblick Pause. Dann bum! — Das zweite japanische Geschütz, erst den Erfolg des ersten genau beachtend, sendet einen Granatenhagel mitten unter die entsetzten Russen. Drei Betroffene machen gleichzeitig einen Luftsprung und fallen tot zur Erde. Und nun beginnt ein mörderisches Artilleriefeuer, hüben und drüben, mit gleichen, schrecklichen Erfolgen. Das ist das „eiserne Würfelspiel“.

„Sprung! Auf! Marsch — marsch! — Hinlegen!“ kurze Pause. „Sprung! Auf! Marsch — marsch! — Hinlegen!“ In solchen Sätzen, genau so, wie es auf den deutschen Übungsplätzen geübt wird, bringt die japanische Infanterie heran, ist in wenigen Minuten bis auf 500 Meter den Russen auf den Leib gerückt, da beginnt es auf beiden Seiten zu knattern und zu prasseln, zu zischen und zu pfeifen, in das Prällen und Donnern der Kanonen hinein, daß selbst einem starknervigen Manne Hören und Sehen vergehen kann. Die vereinzelten Aufschreie der Verwundeten und Fallenden werden nicht gehört, das unerbittliche Blut und die durch die Luft fliegenden, abgerissenen Körperteile und Splitter werden nicht beachtet. Nur über Leiden geht ja der Sieg! Ein unheimlich düstres, jimmerwährendes Schauspiel — das ist der Krieg.

Die Würfel sind gefallen, die eisernen und die unrichtbaren Würfel des Vaters der Weltgeschichte. Die Russen, die ebenso wie die Japaner gekämpft haben, mutig wie eine gereizte Löwin, zieben sich wohl geordnet, aber unauffallig zurück, die nachdrängenden Feinde zwar immer noch stark beschickend, aber ohne Hoffnung, ohne Aussicht auf den Siegeslorbeer. Den hält zu fest die feindliche Faust.

Entwicklung der Dinge in Frankreich zu ziehen, einmal stets einig im politischen Leben aufzutreten und sodann den Wert der Konfessionsschule voll zu erfassen. Combes suchte seinen Sieg zu erreichen durch eine religionslose Simultanerziehung. Werken wir uns dieses für ewige Zeiten in ganz Deutschland.

Politische Rundschau. Deutschland.

Der Reichstag wird am Donnerstag eröffnet werden. Allen Anschein nach dürfte es der Regierung in dieser Session gelingen, der siebenjährigen Obstruktion Herr zu werden. Bisher haben sich die Jungtschechen für entschlossen erklärt, ihre bisherige Taktik zu ändern. Freilich wird zu Beginn der Session die Verhandlung über die Innsbrucker Vorgänge eine scharfe Situation schaffen, allein es dürfte dem deutschen Vollzugsausschusse gelingen, die Zusammenstöße zu richten, welche die Radikalen von beiden Seiten herbeizuführen suchen. Die Jungtschechen werden übrigens ihre Dringlichkeitsanträge zurückziehen; es bleiben noch jene der Radikalschichten übrig. Freilich können diese die Verhandlungen bedenklich hemmen, und das wäre sehr zu bedauern.

Der Kolonialetat, der dem Bundesrat zugegangen ist, schließt in Einnahme und Ausgabe mit 91 Millionen Mark ab. Für 1903 balanzierte der Kolonialetat mit 36 421 000 Mark, im Jahre 1904 mit 38 489 120 Mark. Die außerordentlichen Ausgaben für Südwestafrika sind in dem neuen Etat nicht enthalten. Man zieht es vor, diese bittere Bille den Steuerzahlern separat zu reichen, um die Liebe zur Kolonialpolitik nicht gänzlich zu zerstören.

Kardinal Erzbischof Fischer hielt am Sonntag auf einer Bezirksversammlung der katholischen Arbeitervereine in Köln eine Ansprache über drei wichtige Organisationen: die katholischen Arbeitervereine, die christlichen Gewerkschaften und den Volksverein für das katholische Deutschland. Er sagte: Lassen Sie mich meiner Freude Ausdruck geben, daß hier in der Altstadt und in der Neustadt und in dem ganzen Bezirk, aus dem Vertreter hier erschienen sind, die katholischen Arbeitervereine blühen und gedeihen. Ich will weiter zugeben, wie es mich freut, daß in der ganzen Erzdiözese, die große Städte und Industriebezirke mit zahllosen Arbeitern hat, die Arbeitervereine durchgängig recht blühend sind. Ich wünsche, daß es auch weiter so sein möge! Ich schließe mich dem Wunsche an, der vorhin hier geäußert worden ist, daß die Vereine immer mehr arbeiten mögen, immer mehr Mitglieder zählen mögen, daß der Vereine immer mehr sich bilden mögen in der Erzdiözese. Es sind ihrer noch nicht genug, und in einzelnen Vereinen sind noch nicht Mitglieder genug. Es müssen noch mehr Vereine entstehen. Die bestehenden Vereine müssen zunehmen an Zahl der Mitglieder, die einzelnen Vereine müssen untereinander in Verbindung stehen, daß sie in geschlossener Reihe, ich möchte sagen, Mann an Mann für ihre Interessen eintreten und gegen jene Front machen, die sie anfeinden. Die Arbeitervereine sind nötig, nützlich und segensreich, sie gewähren religiöse Belehrung, schützen Sie vor zeitigen Gefahren, belehren Sie über Ihre Standespflichten und Ihre Rechte, schulen Sie, daß Sie Ihre Ideen auch nach außen vertreten können. Darum nochmal, mein Wunsch ist, die Arbeitervereine mögen blühen, gedeihen, wachsen! Es sind sodann die christlichen Gewerkschaften genannt worden. Ich benutze gern die Gelegenheit, hier zu erklären, daß der preussische Episkopat den christlichen Gewerkschaften wohlwollend gegenübersteht. (Stürmischer anhaltender Beifall.) Ich darf dieses namentlich mit aller Entschiedenheit von mir sagen. Ich treue mich, daß die christlichen Gewerkschaften hier in der Erzdiözese immer mehr sich ausbreiten und gedeihen; viel

Auf dem weichen Lager des besten Stübchens einer östlichen Bauernhütte ruht ein russischer Krieger mit durchdringender Brust. Die um des geliebten Vaterlandes verblühenden Ruhm tief transernden Wauern aus den Dörfern in der Umgebung des graulichen Schlachtfeldes hatten am Tage nach dem Kampfe die einzige Tätigkeit des „roten Kreuzes“ eifrig unterstützt, die Toten mit begraben und manchen Schwunden in ihre Häuser aufgenommen, um ihn durch liebevolle Pflege dem Leben wiederzugeben. Ueber die Toten wurde den Angehörigen Bericht erstattet, ein Verzeichnis der in Feindeshand geratenen erhielt die russische Behörde und konnte so den etwaigen Verwandten als „gefangen“ sie melden. Dagegen galt natürlich jeder Tote oder der Sprache nicht mehr mächtige Schwerverwundete, bei welchem keinerlei Legitimation zu finden war, in der Heimat als „vermisst“. — Zu ihnen gehört auch der mit durchdringender Brust in jener Bauernhütte weich Gebettete es ist Orlok, der vielbeweinte Prätigam Jekatharina. Sprechen darf und kann er wohl noch nicht, obwohl er meist bei voller Bewußtsein zu sein scheint, sobald er erwacht. Niemand kennt seinen Namen, seine Verhältnisse, aber mit einer Liebe und Aufopferung wird er gepflegt, wie man sie solchen Pauerseuten nie zugetraut hätte. Allen voran tut es Feodora, die älteste Tochter des Hauses, die sich vom ersten Tage an mit rührender, täglich wachsender Bärtlichkeit seiner angenommen hat und nur selten von seinem Lager weicht. O, daß sie ihn gesund pflegen und beten könnte, um dann für immer an seiner Seite leben zu dürfen und in heißer Liebe und Hingebung ihm zu vergelten, was er getan hat — wenn auch — Gott sei's geflagt — ohne Erfolg — fürs liebe große Vaterland. Der Gedanke ist zu süß, und sie bewegt ihn wieder und immer wieder in ihrem Herzen. Wenn aber er, nichts davon ahnend, eines Tages, völlig genesen, ihr freudig dankend erklären wird: Seit geht es heim, zu den Eltern, zur — Braut, dann wird er, in anderem Sinne freilich als jetzt, erst recht sein — ein Vermisster, für Feodora nämlich.

Und endlich in einem ausführlichen Telegramm unterrichtet er seine Eltern über sein Schicksal, von denen es wenige Minuten später Jekatharina erfährt, betrübt zwar über seine schwere Verwundung, dennoch aufjubelnd in der Freude darüber, daß er lebt. Mit innigen Dankworten preist sie laut die Güte Gottes und gelobt hoch und heilig, nie wieder an seinem Erbarmen oder gar an seinem Dasein zweifeln zu wollen.

mehr Mitglieder müssen sie zählen, damit sie den großen Aufgaben gewachsen sind. (Lebhafter Beifall.) Ich möchte die Gelegenheit auch benutzen, um meiner Freude Ausdruck zu geben, daß ein Verein, der in Köln entstanden ist, von hier aus in unserer Erzdiözese so weit sich verbreitet hat, und nun durch das ganze Deutschland verbreitet ist, ein Verein, der für die Arbeitervereine wie für die christlichen Gewerkschaften und die Pflege der sozialen Interessen von entscheidender Bedeutung ist, ich meine den Volksverein für das katholische Deutschland. Es freut mich, dem verehrten, verdienten Präsidenten des Vereins, dem gestern sein 70. Lebensjahr vollendet hat, meine innigste Anerkennung dafür zollen zu dürfen, was er für diesen wichtigen Verein gewirkt. Anerkennung gebührt aber auch den tüchtigen Männern, die ihn umgeben, Geistlichen und Laien — wir haben einen von ihnen unter uns —, die in Wort und Schrift tätig sind, die guten Grundzüge zu verbreiten, und noch jüngst — ich habe selbst Gelegenheit gehabt, daran teilzunehmen — einen sozialpolitischen Kursus in M. Wabach abgehalten haben, an dem außer Priestern auch viele Laien und namentlich mehrere Arbeiter teilgenommen haben. Der Volksverein ist von entscheidender Wichtigkeit für unsere Interessen im katholischen Deutschland, namentlich auf sozialem Gebiete. Ich wünsche, daß er sich immer mehr verbreiten und Segen stiften möge. Hoffentlich werden diese Worte des hochwürdigsten Kardinals den letzten Zweifel schwinden lassen, der bezüglich des Verhältnisses zwischen Episkopat und christlichen Gewerkschaften mit Absicht wachgerufen wurde. Es handelt sich hier um die prinzipielle Stellungnahme der Bischöfe zu den genannten Organisationen; aus den Worten des Kardinals ist ersichtlich, daß diese sich vollkommen mit der Stellungnahme des Zentrums deckt.

In Anwesenheit der Großherzogin fand in Offenburg (Baden) der fünfte Tuberkulosekongress statt. Medizinalrat Pottelner betonte das Entgegenkommen der Regierung in den Bestrebungen bei der Bekämpfung der Tuberkulose. Oberstabsarzt Niedner-Vorlin besprach die Notwendigkeit der Ergänzung der Heilstätten und machte entsprechende Vorschläge. Oberregierungsrat Lange wies statistisch nach, daß die Sterblichkeit an Tuberkulose in Baden seit 1890 abgenommen habe und bemerkte, daß Baden über das Durchschnittsmaß von Tuberkulose heimgesucht sei. Nachdem noch einige Fragen der Großherzogin, die sich mit den Erfahrungen der einzelnen Bezirksausschüsse in der Bekämpfung der Tuberkulose beschäftigten, ihre Erledigung gefunden hatten, waren die Verhandlungen beendet. Die Großherzogin kehrte sodann nach Baden zurück.

Der „Mittelkanal“ ist wenigstens in erster Lesung in der Kommission des preussischen Abgeordnetenhauses angenommen und zwar mit 19 gegen 10 Stimmen. Es ist allerdings der arg verstimmte Mittelkanal. Das Stück Hannover-Magdeburg fehlt. Ursprünglich sollte es ein Rhein-Elbe-Kanal werden und nun wird es nur ein Rhein-Neine-Kanal. Und dieser Wechsel trägt auch noch das „Brandmal“ des staatlichen Schlepplimonopols. Wenn man den liberalen Wählern hätte glauben wollen, so hätten die Liberalen wie ein Mann gegen den „den Landgraben“ stimmen müssen, den man zum Dohne der Industrie für einige Hundert Millionen bauen wollte, um ihn dann unbenutzt liegen zu lassen. Aber man erlebte gerade das Gegenteil. Denn wie ein Mann stimmten Nationalliberale und Freisinnige dafür, woraus mit Sicherheit zu schließen ist, daß der Kanal auch in seiner jetzt beschlossenen Gestalt noch seinen hohen Wert haben muß, eine Ablehnung also dem Interesse der Industrie und des Handels zuwiderlaufe. Die Liberalen haben sich auch wohl gebüht, auf den Rat der kanalfreundlichen „Magdeburger Zeitung“ zu hören, und gegen das „Zugeständnis“ des staatlichen Schlepplimonopols die Verlängerung des Kanals bis zur Elbe zu fordern. Sie werden sich geirrt haben, daß erstens die Regierung sich, trotz aller heimlichen Liebe für den ganzen Mittelkanal, scheuen werde, dieses gefährliche Spiel mitzumachen und daß zweitens das Scheitern der ganzen Kanalvorlage die höchstwahrscheinliche Folge sein werde. Sie ziehen den Sperling in der Hand der Taube auf dem Dache vor, denn sie erinnern sich noch mit Schmerz, wie sie seinerzeit den Dortmund-Rhein-Kanal verurteilt haben. Ohne Zweifel denken sie jetzt, das Stück Hannover-Magdeburg werde schon noch einmal nachgeliefert werden. Sie wollen es aber nicht wieder darauf ankommen lassen; alles oder nichts. Die Konservativen stimmten geteilt. Die Zentrumsmitglieder haben sämtlich für den Kanal gestimmt, gleich den Nationalliberalen und Freisinnigen. Ob auch im Plenum das ganze Zentrum dafür stimmen wird, läßt sich noch nicht sagen. Man darf aber wohl nicht mehr zweifeln, daß der „Mittelkanal“ in der nunmehr beschlossenen Gestalt vom Abgeordnetenhaus bewilligt werden wird.

Oesterreich-Ungarn.

Ungarisches Abgeordnetenhaus. Apponyi interpelliert den Ministerpräsidenten, welchen Standpunkt die Regierung und der Minister des Auswärtigen bezüglich der Initiative des Präsidenten Roosevelt zur Einberufung einer neuen Friedenskonferenz einnehmen. Graf Tisza erwidert, daß die auf Verminderung der Schrecknisse des Krieges gerichteten Bestrebungen bei allen für die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns kompetenten Faktoren sympathische Aufnahme und bereitwillige Unterstützung finden werden, und fährt dann fort: Allerdings kann jedoch solche Aktion nur dann von Erfolg begleitet sein, wenn alle Großmächte sich ihr anschließen. Leider ist der gegenwärtige Moment hierfür nicht eben günstig, doch bedeutet das nicht, daß wir die Idee fallen lassen, sondern soviel, daß wir diese Frage im günstigen Moment lösen und uns bestreben, für diesen günstigen Moment die Stimmung vorzubereiten; und ich glaube, daß die Initiative hierzu auf eine tatkraftige Unterstützung sämtlicher kompetenten Faktoren der österreichisch-ungarischen Monarchie rechnen kann. Im weiteren Verlaufe der Sitzung erklärt Graf Apponyi, eine die Reform der Hausordnung bezweckende Vorlage in Form eines einfachen Antrages sei unzulässig. Ministerpräsident Graf Tisza erwidert, Graf Apponyi habe mit dieser Auffassung einen sehr gefährlichen Weg betreten. Ob eine Anordnung des Laufs rechtsgültig sei oder nicht, darüber entscheidet die

Majorität, die den Willen der Nation zum Ausdruck bringe. Wenn es mit der Hausordnung so weit gekommen sei, daß sie die parlamentarische Arbeit unmöglich mache, dann gerate die Hausordnung in Widerspruch mit ihrer wahren Bestimmung und verliere jede moralische Kraft.

Frankreich.

Die Demission Andre sowie die Ernennung des Deputierten Vercaux zum Kriegsminister wurden amtlich bekannt gegeben. Das Schreiben, in dem Kriegsminister Andre dem Präsidenten Loubet seinen Rücktritt mitteilt, lautet: Verehrter Herr Präsident! Die letzten parlamentarischen Zwischenfälle zeigen, daß die Feinde der Republik mehr als je entschlossen sind, Sturm zu laufen gegen die Regierung, die ihnen mit ebenso viel Energie wie Erfolg die Spitze geboten hat. Es scheint mir, daß der Anteil, den ich bei dieser Aufgabe hatte — der ich mehr als fünf Jahre unablässiger Arbeit gewidmet habe —, mich zu einem ganz besonderen Ziel der Streiche dieser Feinde gemacht hat. Man wird mir die Gerechtigkeit erweisen, daß eine solche Aussicht nicht dazu angetan wäre, mich zu entmutigen; indessen habe ich so viel inneren Stolz und bin so stolz auf mein Werk und habe so viel Liebe zum Vaterlande und zur Republik, als daß ich auch nur eine Minute lang die Hypothese annehmen könnte, daß ich eine Ursache zur Uneinigkeit in der republikanischen Mehrheit sein könnte. Andererseits hat die Einigkeit dieser Majorität das Kabinett Waldeck-Rousseau und das Kabinett Combes vor den Gefahren gerettet, die sie zu bestehen hatten, und dank dieser Einigkeit wird die republikanische Partei die Aufgabe vollenden, der meine Kräfte zu widmen mein Glück gewesen ist. Gestatten Sie mir in dem Augenblicke, wo ich von Ihnen Abschied nehme, an Sie meinen Dank für alle bekannten und unbekanntenen Freunde zu richten, die von überall in Frankreich her mir bei den letzten Prüfungen so rührend und warm ihre Sympathie bekundet haben. Mögen sie wissen, daß ich in den Ruhestand mit hinübernehme meine unerfütterliche, absolute Hingabe und Treue zu Frankreich, zur Armee und zur Republik, und daß ich auf diese drei all mein Sinnen verwerfe. Ueber den Eindruck, den die Demission des Kriegsministers Andre in den Kreisen der Deputierten hervorgerufen hat, wird berichtet: Die Radikalen sind von der Demission Andre befriedigt, da sie annehmen, daß das Ministerium hierdurch eine Stärkung erfahren werde, um so mehr, als der neue Kriegsminister Vercaux dem Kabinett vielleicht einige Stimmen der dissentierenden Radikalen zurückgewinnen werde. Die Oppositionellen sprechen ihre Abneigung darüber aus, daß sie durch die letzten Debatten bei den Interpellationen den Rücktritt Andre erzwungen haben. Sie äußern ferner die Ansicht, daß die Stellung des Kabinetts trotz des Rücktritts Andre erschüttert bleibe. General Andre teilte einem Berichterstatter mit, er habe gestern nach einer Unterredung mit den sozialistischen Deputierten Gerault-Richard und Thompson den Entschluß gefaßt, zurückzutreten, weil die republikanische Mehrheit infolge der Treibereien der Opposition offenbar ihre Richtigkeit und die notwendige Festigkeit verloren habe. Er freue sich, daß Vercaux zu seinem Nachfolger ernannt worden sei, denn dieser habe ein Anrecht auf das Vertrauen der Republik und der Armee. Sehr bewegt äußerte sich Andre über das Verhalten des Ministerpräsidenten Combes; dieser habe ihm beim Abschied unmerklich und gefragt, ob er die für die Verleihung des Großoffizierskreuzes der Ehrenlegion nötige Dienstzeit besitze. — Die meisten radikalen Wähler widmen Andre sympathische Abschiedsworte und bezeichnen es als eine große Verhöhnung für die Republikaner, daß Vercaux an die Spitze der Armee gestellt worden sei. — Clemenceau in der „Aurore“ und der Deputierte Roujon im „Radical“, welcher letzterer bereits vor einiger Zeit als möglicher Nachfolger Andre genannt worden war, bezeichnen die „Auslieferung“ Andre als nicht sehr heldenmütige Handlung. Die regierungsfeindlichen Wähler meinen, das Ausscheiden Andre werde in nicht zu langer Zeit den Verfall und endgültigen Sturz des Ministeriums Combes herbeiführen. Die „Republique Francaise“ sagt, Pellétan werde die Erörterung des Marinebudgets nicht überleben. Finanzminister Roubier werde sich zu Ende dieses Jahres zurückziehen, weil er die Politik des Ministerpräsidenten nicht länger mitmachen wolle. Dessen Rücktritt werde notgedrungen den des Ministers Delcassé und des Unterrichtsministers Chaumie sowie des Ministers der öffentlichen Arbeiten Marucjous zur Folge haben. Ministerpräsident Combes äußerte einem Berichterstatter gegenüber, Vercaux werde die republikanische Politik des früheren Ministers Andre nicht nur fortsetzen, sondern noch kräftiger durchführen. Der Deputierte Gujot de Villeneuve hat bereits verlaute lassen, er wolle den Kriegsminister Vercaux fragen, ob er entschlossen sei, den von der Kammer geäußerten Beschlüssen Rechnung zu tragen und erklärte, die Flucht Andre bilde keine entsprechende Genugtuung für die mit Recht empörte öffentliche Meinung. Er werde die Debatte über das Budget des Krieges benutzen, um die Bestrafung aller derjenigen Offiziere zu verlangen, die in die Denunziationsaffäre verwickelt wären. Gerüchweise verlautet, daß eine Anzahl radikaler Andre eine im Seinedepartement zur Zeit erledigte Senatskandidatur anbieten werden.

Der nationale Deputierte Grosjean beabsichtigt den Ministerpräsidenten darüber zu interpellieren, weshalb der der Kammer vorgelegte Gesetzentwurf betreffend die Trennung von Staat und Kirche nur die Unterschriften des Präsidenten der Republik und des Ministerpräsidenten trage. Ursprünglich hatte verlautet, der Gesetzentwurf sei auch von den übrigen beteiligten Ministern unterzeichnet.

Deputiertenkammer. Bei der Beratung des Unterrichtssetzts legt Grosjean (nationalistischer Republikaner) Verwahrung ein gegen die Angebereien, die von einem Professor über Offiziere gemacht seien. Unterrichtsminister Chaumie entgegnet, er habe dem schuldigen Professor einen Verweis erteilt und ihn versetzt. Die Angelegenheit ist damit erledigt.

Italien.

Aus Anlaß einer Wählermeldung über den Austausch von Besuchen zwischen dem päpstlichen Nuntius und dem italienischen Gesandten in München veröffentlicht der „Osservatore Romano“ eine Note, in welcher erklärt wird, daß die Wählermeldung ungenau ist, und in der es weiter

heißt, daß der Besuch rein privater Natur gewesen und der Initiative des italienischen Gesandten entsprungen sei. Der Besuch habe sich auf den Austausch von Höflichkeitserbezeugungen beschränkt; aber es sei kein Ersuchen von einer Seite um eine Audienz oder einen offiziellen Empfang vorgebracht worden.

England.

— Admiral Lord Charles Beresford ist von 1905 ab zum Chef des Mittelmeergeschwaders ernannt worden.

— Das Handelsamt hat die Untersuchung über die Korbfaser-Affäre in Hull begonnen. Als Vertreter der russischen Regierung war Dr. Gerbert Woodhouse zugegen. Zunächst wurden die Leiter der beiden Fischereiflotten vernommen; beide erklärten entschieden, daß keine Kriegsfahrzeuge verborgen gewesen seien, die überhaupt zu klein wären, um darin irgend etwas zu verstecken. Mehrere Fischer, die hierauf verhört wurden, stellten ebenfalls die Anwesenheit von Japanern bei den Fischerbooten in Abrede. Der britische Seeoffizier Frederic wies nach, daß die Russen vollständig außerhalb ihres Kurses gewesen seien. Dr. Woodhouse fragte den Zeugen, ob dies nicht, wenn die Russen Grund gehabt hätten, Gefahr zu befürchten, erklärlich sei. Der Zeuge erwiderte, das hänge von dem betreffenden Admiral ab.

Serbien.

— Der König eröffnete die Stupskina mit einer Thronrede, in der er zunächst erklärte, daß die Beziehungen Serbiens zu den fremden Staaten, insbesondere den Nachbarstaaten, geordnete und freundschaftliche seien. Die Thronrede bespricht sodann die innere Politik und betont, daß die Staatseinnahmen trotz des ungünstigen Erntergebnisses größer seien als im vergangenen Jahre und daß alle Annuitäten der Staatsschuld für 1904 bereits bezahlt seien.

Türkei.

Nach zuverlässigen Meldungen beabsichtigen die mazedonischen Aufständischen Mitte Dezember einen Kongreß abzuhalten, an dem auch Aufständische aus Sofia und Pesharad teilnehmen sollen.

Niederlande.

Der Generalgouverneur von Niederländisch-Ostindien hat dem Kolonialamt telegraphiert, daß ein Beamter mit Truppen nach der Landschaft Sigi auf der Insel Celebes entsandt worden ist, um die Auslieferung der in Sigi beheimateten Anführer einer Bande durchzuführen, die im Juni den Laden eines niederländischen Untertans geplündert und zwei Personen getötet hatte. Von der Landschaft Sigi, die bisher der Aufforderung zur Auslieferung nicht Folge geleistet hat, wird Schadenersatz gefordert.

Nordamerika.

Der amerikanische Botschafter in Wien telegraphierte: Die österreichisch-ungarische Regierung erklärte sich bereit, an der zweiten Haager Konferenz teilzunehmen. — Dies ist die erste offizielle Annahme von Roosevelts Einladung, obgleich schon bekannt ist, daß die meisten europäischen Mächte bereit sind, der Konferenz beizuwohnen. Nach Empfang der innerhalb des jetzigen Monats zu erwartenden Annahmen beginnen die Verhandlungen zur Vervollständigung des Programms.

Deutsch-Südwestafrika.

Die 130 Buren, welche von Johannesburg aufbrachen, um über Kapstadt nach Damaraland zu reisen und die Deutschen im Kampf gegen die Hereros zu unterstützen, werden nur als Transporteure fungieren; es heißt, sie seien auf sechs Monate angeworben.

Aus Stadt und Land.

(Mitteilungen aus unserem Verleichte mit Namenbenennung für diese Rubrik sind der Redaktion abgesetzt willkommen. Der Name des Verleichte bleibt Geheimnis der Redaktion. Anonyme Zuschriften müssen unbedachtigt bleiben.)

Dresden, den 17. November 1904.

— Se. Majestät der König hat genehmigt, daß der Amtsrichter bei dem Amtsgericht Bautzen Johannes Felix Jaban für die Zeit vom 15. Dezember 1904 ab an das Amtsgericht Dresden versetzt werde.

— Dem Dresdner Journal zufolge hat Se. Majestät der König den Oberhofmarschall Grafen Vithum von Eckardt auf sein Ansuchen seiner Stellung enthoben, sowie dem Hausmarschall von Carlomag-Partigisch die aus Gesundheitsrücksichten nachgesuchte Entlassung bewilligt und den Oberhofjägermeister Freiherrn von dem Busche-Streitthorst zum Oberhofmarschall, sowie den Zeremonienmeister Grafen von Ker zum Hofmarschall ernannt.

— Am Dienstag wurde in Bautzen vom hochwürdigsten Bischof dem Diakon Herrn Johannes Wenke aus Rosenthal bei Ramenz das Sakrament der Priesterweihe gespendet.

— Der Landesverband der Evangelischen Arbeitervereine im Königreich Sachsen hatte König Friedrich August anlässlich der Thronbesteigung ein Guldigungs-telegramm geschickt. Der König hat darauf telegraphisch geantwortet: „Ich danke dem Vorstande des Landesverbandes für die Mir im Namen von 14 000 Arbeitern gesandten Segenswünsche und für die Bekundung treuer Anhänglichkeit und wünsche allen Bestrebungen des Verbandes reichen Erfolg und bestes Gelingen.“

— Der Philosoph Nietzsche wird in der „National-Zeitung“ in seinem Verhältnis zum Protestantismus besprochen. Hierbei sagt der Artikel: „Die Frage, ob Nietzsche, wenn er sich hätte weiter entwickeln können, sich dem Christentum wieder zugewandt haben würde, erscheint uns zweifellos. Wenn er sich aber wirklich zum Christentum zurückgewandt hätte, würde er sicherlich nicht den Protestantismus, den er überhaupt nicht versteht, sondern den Katholizismus erwählt haben, eine Möglichkeit, auf die er im Gespräch mit Frau Lou Andreas Salomé einmal hingewiesen hat.“ Vorher erinnert das Blatt, Nietzsche habe die Meinung ausgesprochen, daß der „religiöse Instinkt im Menschen begriffen“ sei.

— Der „Bezirksverein Dresden-Striesen“ hält am Freitag, den 18. d. Mts., eine Mitgliederversammlung im „Hotel Sachsenhof“, 1. Etage, ab. Die Tagesordnung ist eine sehr interessante, sie wird sich mit der diesmaligen Stadtverordnetenwahl, mit der Baumut in Striesen, mit einem Besuch am Galten aller Schnellzüge am Berliner Bahnhof und mit anderen Striesener Angelegenheiten befassen, so daß ein zahlreicher Besuch zu erwarten steht.

— Der heutigen Ausgabe liegen zwei Preislisten von Kaisers Kaffee-Geschäft, Europas größter Kaffeerösterei-Betrieb, bei, worauf wir noch besonders aufmerksam machen möchten.

Birma. Am Sonnabend erfolgte hier die Verhaftung des Bauunternehmers Parzbeder. Er hatte vor kurzem seinen Gläubigern, zum Teil hiesige Geschäftsinhaber, einen Akkord von 35 Prozent angeboten, da man aber darauf nicht einging, alsbald weitere 40 Prozent als Sicherungshypothek offeriert. Doch auch dieses wurde abgelehnt, die Sache vielmehr weiter verfolgt, und es müssen sich doch nun, was man allseitig vermutete, Tatsachen ergeben haben, die zur Verhaftung Parzbeders Veranlassung boten.

Niederplanitz. Der hiesige Gemeinderat hatte sich an die Regierung wegen Verfertigung einer Staatsstraße von hier nach Zwidau-Rarienthal gewendet, ist aber abschlägig beschieden worden. Nunmehr ist ein gleiches Gesuch an die Stadt Zwidau gerichtet worden. Durch die Verfertigung der verlangten Straße würde ein 1 1/2-Stündiger Umweg erspart werden.

Absch. Der Wiederaufbau der niedergebrannten Stadtkirche nach dem Projekte des Architekten Müller-Leipzig ist vom Rate beschlossen worden. Die Kosten belaufen sich auf 150 000—180 000 M. — Der Stadtrat hat den Befehl gegeben, daß der Verkauf von Mehl und Semmel zur Wurst verboten und die Zuwiderhandlung unter Strafe gestellt.

— **Bautzen.** Am Sonntag konnte der hiesige Werkmeister-Bezirks-Verein für Bautzen und Umgegend sein 20. Stiftungsfest begehen. — Die Theaterfaison für dieses Winterhalbjahr beginnt am 20. November. Vorher wird, am 17. d. M., noch ein Gastspielabend der Frau Käthe Pätz und des sächsischen Dialektdichters Georg Zimmermann hier abgehalten werden, wobei zuerst zwei Lustspiel-Einakter zur Aufführung kommen, denen die Vorträge in sächsischer Mundart von Georg Zimmermann folgen werden.

Gerihtssaal.

H. Schwurgericht. Der schweren Urkundenfälschung angeklagt stand vor dem Schwurgericht der 23 Jahre alte Jahrbändler Karl Richard Kollert aus Schadowalde. Am 6. Dez. 1901 erhielt er auch von seinem Schwiegervater ein Darlehen von 440 M., damit er sich die nötigen elektrisch-magnetischen Apparate anschaffen könne; er hatte sich früher als „Medium“ in einem Familienzirkel Geld verdient. Um nun diesem die verlangte Sicherheit bieten zu können, forderte er von seinem Vormund das Erbeil seiner Großmutter, bestehend in einem auf 500 M. lautenden Sparkassenbuche, das dieser aber nicht hergab. Da jähle der Angeklagte bei der Dresdner Sparkasse 5 M. ein und fälschte den Eintragsvermerk, sodas dieses auf 500 M. lautete und so das Buch seinem Schwiegervater als Sicherheit dar. Später wurde die vorgenommene Fälschung entdeckt. Dem schuldigfindenden Verdict der Geschworenen gemäß wurde der Angeklagte unter Zubilligung mildernder Umstände zu 6 Wochen Gefängnis verurteilt. — Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wurde gegen das 23jährige Hausmädchen Martha Karoline Riedel aus Sebel wegen Diebstahls verhandelt. Sie hatte am 2. Juli in einer vor der 2. Strafkammer stattgefundenen Verhandlung gegen eine gewisse Dege eine falsche Aussage mit einem Eide bekräftigt. Urteil: 2 Jahre Zuchthaus, 5 Jahre Ehrenrechtsverlust und dauernde Unfähigkeit als Zeugin oder Sachverständige eidlich übernommen zu werden.

Der Krieg in Ostasien.

Admiral Strydow ist aus Ostjapan nach Mukden zurückgekehrt. Auf allen Stellungen herrscht Ruhe. Die Kanonade ist verstummt. Die Japaner stellten eine große Anzahl Belagerungsgeschütze auf.

Eine Abteilung russischer Kavallerie hat die Japaner in der Nähe von Ulsiatum angegriffen, soll aber von japanischer Kavallerie unter schweren Verlusten zurückgeschlagen worden sein.

Aus Mukden meldet das Reutersche Bureau vom 13. d. M.: Die Russen beschossen heute vom Morgen bis Abend die Japaner bei der Station Schabo aus Belagerungsgeschützen. Der Zweck der Beschießung war, die Japaner, die seit vier Wochen daran arbeiten, die Station zu einer uneinnehmbaren Festung zu machen, dabei zu stören. Beide Armeen haben sich jetzt so eingegraben, daß Geschütze keine Wirkung mehr haben. — Die chinesische Regierung lehnte die Ausstellung von Transitscheinen für Waren und Gepäck, die über Siamting nach der Mandchurei bestimmt sind, ab. Die Chinesen erklären diese Maßregel mit der Verletzung der Bestimmungen über Kriegskonventionen und der Neutralität Chinas. Chinesische Offiziere in Mukden sind tätig, um die Rot unter den vom Lande nach Mukden geflüchteten Chinesen zu mildern. Sie verpflegen täglich mit Hilfe ausländischer Hilfsvereine 20 000 Flüchtlinge. Selbst früher reiche chinesische Farmer sind jetzt mittellos, da sie ihre Schadenersatzansprüche nicht zu belegen vermögen, um die von Ruropatkin verprochene Entschädigung zu erlangen.

London, 16. November. Das Reutersche Bureau meldet aus Mukden vom 14. d. M.: Die auf dem Kriegsschauplatz herausgegebene russische Zeitung lobt das Verhalten der Japaner gegenüber den russischen Gefangenen. Ruropatkin hat infolgedessen die russischen Kommandeure aufgefordert, die japanischen Toten ebenso zu behandeln, das heißt, deren Sargeliegezeiten und Andenken zur Ablieferung zu sammeln.

Tschifu, 16. November. (Meldung des Reuterschen Bureaus.) Der russische Torpedobootszerstörer Rastoropyn traf bei heftigem Schneesturm gestern hier ein und ging an derselben Stelle vor Anker, an welcher der Reichitelyn Anker geworfen hatte. Der Kapitän des chinesischen Kreuzers Hai-Yung begab sich an Bord des russischen Schiffes und hatte eine Unterredung mit dem Kapitän desselben.

London, 16. November. Dem Reuterschen Bureau wird aus Tschifu gemeldet: Der Kommandant des russischen Torpedobootszerstörers „Rastoropyn“ hat auf Befragen geäußert, die Aufgabe des „Rastoropyn“ sei einfach die Verhinderung von Depeschen gewesen. Die übrigen Schiffe seien in Port Arthur geblieben. Er sei um Mitternacht unter dem Schutze eines Schneesturmes von Port Arthur abgegangen. Japanische Torpedoboote hätten den „Rastoropyn“ in Sicht bekommen und ihn verfolgt. „Rastoropyn“ aber, eins der schnellsten russischen Schiffe, sei bald seinen Verfolgern entkommen und in Tschifu eingelaufen. Wie der Bericht eines an Bord zum Frühstück gebratenen Stüdes Fleisch beweise, sei in Port Arthur noch frisches Fleisch vorhanden. Nachdem der „Rastoropyn“ hinter dem amerikanischen Kriegsschiff „New-Dixons“ vor Anker gegangen war,

machte der chinesische Kreuzer „Hai-Yung“ innerhalb 20 Minuten Dampf auf und kam längs des „Rastoropyn“. Der Kapitän des „Hai-Yung“ kam an Bord des „Rastoropyn“ und hatte mit dessen Kommandanten eine kurze Unterredung. Kurz darauf kam der amerikanische Admiral an Bord, wurde aber ebenso wenig wie der chinesische Kapitän aufgefordert, in die Kajüte einzutreten, obgleich ein heftiger Schneesturm wehte. Der chinesische Kapitän gestattete dem Kommandanten, 24 Stunden in Tschifu zu bleiben mit dem Bemerkten, daß das Schiff nach Ablauf dieser Frist gezwungen werden würde, abzurufen. Während dieser Unterredung waren Matrosen, die gesund und sorglos schienen, an Deck mit dem Fetten und Laden von Torpedorohren beschäftigt. Nach der Unterredung fuhr der „Rastoropyn“ nach dem alten Ankerplatz des „Reichitelyn“, wo dann der russische Konjul an Bord kam, um Depeschen mit an Bord zu nehmen. Die Offiziere des „Rastoropyn“ äußerten, mit Port Arthur stehe es noch so gut, wie vor zwei Monaten. Die Nachricht, daß der Vajan gesunken sei, sei unrichtig, nur seine Maschinen seien durch Geschosse beschädigt, aber wieder ausgebessert. Die Kreuzer liefen täglich aus dem Hafen aus, während die Schlachtschiffe im Hafen blieben.

London, 16. November. Dem Reuterschen Bureau wird aus Tschifu von heute nachmittags gemeldet: Der russische Konjul teilte dem Laotai amtlich mit, daß der „Rastoropyn“ durch schwere See nach Tschifu getrieben und entschlossen sei, sich desarmieren zu lassen, da seine Maschine beschädigt sei. Einer weiteren Depesche von 1/2 7 Uhr zufolge machte der Laotai dem japanischen Konjul zu dieser Zeit davon Mitteilung, daß die Desarmierung des „Rastoropyn“ vollendet sei; die Verladung der Geschütze und die Munition seien entfernt und die Maschine gebrauchsunfähig gemacht. Um 7 Uhr abends wird dem Reuterschen Bureau aus Tschifu telegraphiert: Die Russen haben den „Rastoropyn“ verlassen. Nur ein Mann blieb zurück und sprengte das Schiff in die Luft. Man hörte drei dumpfe Explosionen. Fast gleichzeitig versank das Schiff. Nur eine Spiere ragt noch über der Wasseroberfläche empor. Eine Erklärung für dieses Verhalten ist heute abend nicht zu erhalten, man nimmt aber an, die Russen hätten eine Wiederholung von Vorgängen, wie bei der Beschlagnahme des „Reichitelyn“ vermeiden wollen.

London, 17. November. Das „Reutersche Bureau“ meldet aus Tschifu vom 16., 11 Uhr abends, aus guter Quelle verlaute, daß „Rastoropyn“ verfehlte Befehle an Bord gehabt habe, die ihm vorgeschrieben hätten, das Schiff in die Luft zu sprengen, falls sich nicht eine günstige Gelegenheit zum Entkommen biete. Bevor das Schiff Port Arthur verließ, waren Sprengladungen in fünf wasserdichten Abteilungen untergebracht worden.

Tschifu, 17. November. Drei japanische Torpedobootszerstörer sind in den hiesigen Hafen eingelaufen und, nachdem sie sich von dem Untergang des „Rastoropyn“ überzeugt hatten, wieder davongefahren.

Neues vom Tage.

Hamburg, 15. November. Die Hamburg-Amerika-Linie stellt den im Bau befindlichen Doppelschraubendampfer Fürst Bismarck als schwimmendes Sanatorium in Dienst. Das Schiff wird im April nächsten Jahres fertiggestellt sein; es erhält besondere Einrichtungen für die in Aussicht genommene Verwendung. Im Mai soll es die erste Reise antreten, welche sich innerhalb des Mittelmeeres vollziehen wird. Die ärztliche Leitung hat Professor Schwening übernommen. Absolut ausgeschlossen von der Aufnahme sind Personen mit Infektionskrankheiten; der Fürst Bismarck soll in erster Linie erholungs- und kräftigungsbedürftige Personen auf die See führen.

Frankfurt a. M., 15. November. Wie die „Frankfurter Zeitung“ aus New-York meldet, gerieten die Viehhöfe in dem New-Yorker Stadtteil Jersey City in Brand. 3000 lebende Schweine verbrannten; ebenso 4000 geschlachtete Tiere; während 40 000 Tiere wild durch die Viehhöfe und Stadt stürmten.

Bamberg, 17. November. Heute früh 4 Uhr brannte das Bahnwärterhäuschen an der Nürnberger Straße nieder. Der krank im Bett liegende Bahnwärter und sein 16jähriger Sohn kamen in den Flammen um. Zwei andere Kinder und die Ehefrau erlitten erhebliche Verletzungen. Die von Nürnberg kommenden Züge mußten wegen der über den Bahnhöfen schlagenden Flammen umparkiert werden.

Savre, 15. November. Die Arbeiter des hiesigen Hafens haben beschlossen, in den Ausstand zu treten.

Telegramme.

Weg, 15. November. Bischof Willibrod Bengler von Weg ist heute vormittag nach Rom abgereist; in seiner Begleitung befindet sich Generalvikar Wagner.

Wien, 16. November. Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht den Staatsvertrag zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland wegen Herstellung der Eisenbahnverbindung Troppau-Bauerwitz.

Amsterdam, 15. November. Der deutsche General-Konjul Wirklicher Geheimer Legationsrat Willet ist heute früh gestorben.

London, 16. November. Dem Reuterschen Bureau wird aus Suez berichtet: Der Gouverneur berief heute eine Versammlung auswärtiger Konsuln ein und ersuchte sie, die Schiffsgesanten zu benachrichtigen, daß während der Durchfahrt der Baltischen Flotte alle nordwärts gehenden Schiffe angehalten werden müssen, um den Kriegsschiffen freie Durchfahrt zu gestatten. Während der Fahrt der Flotte darf nichts in den Kanal geworfen werden. Jede Rundgebung muß unterbleiben.

Cetinje, 15. November. Unter den Offizieren und Soldaten der Garnison Cetinari herrscht infolge der Verteilung eines kleinen Geldbetrages jetzt wieder Ruhe. Man befürchtet aber den Ausbruch neuer Unruhen zum Vatrameste.

Rio de Janeiro, 15. November. Die revolutionäre Bewegung ist unterdrückt, die Ruhe ist vollständig wiederhergestellt. Die hauptsächlichsten Anstifter der Bewegung der Senator Lauro Sodre und der Deputierte Barbosa Lima, sind geflohen, andere sind verhaftet worden. Zahlreiche Personen wurden gefoltert oder verwundet.

Aus Stadt und Land.

Eine neue Kampfesorganisation gegen Rom! Es vergeht nahezu keine Woche, in welcher nicht in unserem deutschen Vaterland irgend ein Fährlein sich sammelt, das gegen das böse Rom anstürmen will. Der Synodaltag in Worms ist noch in aller Erinnerung; aber nach dem Geständnis protestantischer Blätter ist derselbe böse verfracht. Von 18 000 preussischen Synodalen waren gegen 15 Mann erschienen und was sonst in Worms sich traf, waren nahezu nur Pastoren, die ohnehin schon gegen Rom Sturm laufen. Jetzt ist in Leipzig eine „freie deutsche evangelische Konferenz“ gebildet worden! Den Vorsitz führt der Geheimen Kirchenrat Kauf, der auch Vorstand des Gustav Adolph-Vereins ist; diese „neue Personalunion“, sowie die Gegenwart des Herrn D. Meyer aus Jwitzau ist nicht aus dem Auge zu lassen. Wir haben in der letzten Nummer von der Bedeutung der neuen Körperschaft als Regulativ der protestantischen Selbständigkeit außerhalb des Evangelischen Bundes gesprochen; die Leipziger Vereinigung hat hier für das gleichmäßige Vorgehen zu sorgen und unbotfame Vereine zu wehren zu treiben. Heute wollen wir auf den Standpunkt übergehen, den die Vereinigung zur katholischen Kirche einnimmt. Aus der Anwesenheit der Rom hassenden Bundesführer kann man bereits darauf schließen; die Tatsachen beweisen es. Als Redner traten auf Professor Bach-Leipzig, der immer mehr in die Reihen der Romhasser abdringt, und General-Superintendent Kasten-Kiel. Beide Referenten wiesen „mit Nachdruck auf das wachsende Fortschreiten des Ultramontanismus und die Ohnmacht der evangelischen Kirchen im öffentlichen und politischen Leben Deutschlands hin, die immer energischer und unaushaltbarer zum Sammeln und Zusammenstoß hinführen. Die evangelische Kirche beansprucht durchaus, ein selbständiger Faktor in unserem öffentlichen Leben zu sein.“ Und dann kam wieder der Jammer über die Aufhebung des Artikels 2 des Jesuitengesetzes. Die neue Gruppe bildete sich und will nun entschieden in den Kampf eintreten. Die deutschen Katholiken können nun gar bald die Zahl der protestantischen Organisationen, die gegen sie gerichtet worden sind, nicht mehr überblicken; aber es wird ihnen deshalb noch nicht bange; ihre Einigkeit und das Vertrauen auf die gute Sache, die sie vertreten, gibt ihnen Kraft und Mut, allen Angriffen zu widerstehen.

Aus der Mitte des sächsischen Gemeindebeamtenvereins ist die Einrichtung eines Familienrates für Gemeindebeamten angeregt worden. Dieser Gedanke hat unter den Mitgliedern lebhaften Anklang und rege Befürwortung gefunden. Dieser Familienrat soll die Aufgabe haben, den Vereinsmitgliedern und den Hinterbliebenen auf Wunsch, insbesondere aber beim Tode von Vereinsmitgliedern der Witwe oder den sonstigen Hinterlassenen mit Rat und Tat unentgeltlich zur Seite zu stehen, die Bege und Beforgungen, überhaupt die Erledigung aller

mit dem Todesfalle in irgendwelchem Zusammenhange stehenden Obliegenheiten abzunehmen und die Interessen der Hinterbliebenen im weitesten Umfange zu wahren.

Wo ist die Hilfe? Wie kann es der Protestantismus allein erreichen, die „Zentrumshegemonie“ im Deutschen Reiche abzulösen und seine an deren Stelle zu setzen? Der nationalsoziale Expastor und Wanderredner Raumann hat am Sonnabend in Heidelberg, wo er einen Vortragszyklus hält, das Rezept verraten. Nach der „N. Bad. Volksztg.“ (Nr. 521) sagte er: „Wenn der Protestantismus wieder eine führende Stellung in der deutschen Geschichte einnehmen soll, so kann es nur geschehen durch die Sozialdemokratie und den Liberalismus!“ Nun begreifen wir auch, daß der Evangelische Bund mit vollen Segeln im liberalen Fahrwasser schwimmt, und daß man der glaubenslosen Sozialdemokratie vor den christlichen Mitbrüdern katholischer Konfession den Vorzug gibt. Auf alle Fälle ist es aber konsequent, vom Liberalismus und der Sozialdemokratie Hilfe für den Protestantismus zu erwarten. Denn der Vater des Liberalismus ist der Protestantismus, und der Vater der Sozialdemokratie ist der Liberalismus! Die konsequente Durchführung der protestantischen Grundprinzipien führt zur Sozialdemokratie!

Wurzen. Am letzten Sonntage hat die hiesige katholische Pfarrgemeinde ein Kirchweihfest gefeiert wie nie zuvor. Durch die Mithilfe frommer Frauen war das Gotteshaus geradezu herrlich mit Blumen und Girlanden ausgeschmückt worden. Der Leipziger Kirchenchor der Trinitatiskirche hatte Mäßen und Geldopfer nicht gescheut und war 30 Mann stark ins nachbarliche Wurzen gekommen, um unter Leitung seines tüchtigen Dirigenten J. Hugo Löbmann in unserer Herz Jesu-Pfarrkirche während des feierlichen Hochamtes eine herrliche vierstimmige Messe zur Aufführung zu bringen. Meisterhaft löste der erst achtschulter Chor seine Aufgabe; bald mild und leise, bald mächtig erkante der a capella-Gesang uns ergreifender, als wir ja sonst — da die so notwendige Orgel noch immer ebenso wie das Geld zur Tilgung der drückenden Schuldenlast fehlt — nur die Klänge eines altersschwachen Harmoniums und oft ebenso schwachen Klavierklanges gewöhnt sind. Die ausgezeichnete Musik der Kirche ließ auch die feinsten Nuancen deutlich wahrnehmen. Ergreifend wirkte vor dem heiligen Segen die immerschöne Komposition des Dirigenten: „Was will das Kreuz, das am Wege steht?“, lautlos, als wenn niemand in der doch bis aufs letzte Blüthen gefüllten Kirche wäre; tiefe heilige Andacht atmend, betete die Gemeinde den eucharistischen Heiland an. Eine Marien-Komposition des Dirigenten schloß den erbauenden Gottesdienst. — Nicht minder schön war die gutbesungene Nachmittagsandacht. — Wie glücklich sind jene Gemeinden, die es immer so haben. — Am Abend war das Kirchweihvorzeichen. Der große Saal des „Bürgergarten“ war bis auf den letzten Platz gefüllt, teilweise noch

der Nebenaal. Herr Pfarrer Lange bezeichnete in seiner Ansprache als die fünf Mittel zum Zusammenhau der Katholiken den Gottesdienst, Vereins- und Religionsunterrichtsbesuch, das Halten einer guten katholischen Zeitung und Gesellschaftsabende. Der Leipziger Kirchenchor hatte den Vövenanteil am Programm und Erfolge mit seinen gemischten Chören, Solos und Zithervorträgen, besonders zum Schluß mit dem innigen, weitherhaft dirigierten und gesungenen „Winklerlied“. Die Bilder des Schnellzeichners Dr. Hir, Herrn Lehrers Köhler-Leipzig, waren bestens gelungen und riefen Verfallstürme hervor; einige begeisterte bestellten zur Erlernung dieser Kunst schleunigst Herrn Köhlers Lehrbuch „Der Schnellzeichner“. Natürlich waren die trefflichen Darsteller im „Liederlichen Heebblatt“, im „Sächsischen Nordvolksfahrer“ und in „Leibschads Ferienreise“ wieder Mitglieder des Leipziger Kirchenchores; sie rauten verdienten reichenden Applaus. Dann war Fall, bei schneidiger Musik des vollständigen Stadtmusikchores. Das diesjährige, unergiehlch schöne Kirchweihfest hat sicherlich reichste Früchte des Glaubens und der Andacht, sowie des innigeren Zusammenschlusses der Pfarrgemeinde gebracht, Früchte, die für den oberfreundlichen Leipziger Kirchenchor und seinen Dirigenten wohl gewiß der schönste Lohn und Lant sind.

Möblin. Infolge epidemischen Auftretens der Malaria mußte hier die Schule geschlossen werden. Rheinsdorf. Einer schweren Scharlach- und Typhus-epidemie sind zahlreiche Kinder zum Opfer gefallen. Göttern starben in einer Familie drei Kinder. Lauter. An den Folgen einer schweren Verbrennung verstarb hier vor einigen Tagen die Tochter des Schmiedemachers Prehn, welcher zwei Tage vorher durch Unvorsichtigkeit beim Eingießen von Petroleum in Brand geraten und alsdann auf die Straße geölt war.

Bermischtes.

Rein Kind läßt! Wie kommt es nur dazu? so fragt bestürzt und bestümmert manche Mutter und trägt doch oft die meiste Schuld daran, daß ihre Anaben und Mädchen lieber mit schlau erfundenen Ausflüchten sich aus der Patzche helfen, anstatt irgend ein Versehen ehrlich einzugestehen. „Wie die Alten sangen — so zwitschern auch die Jungen.“ Die Kinder hören, daß Mutter vor einem ungelogen kommenden Besuche sich verlegen läßt, anstatt die wahre Auskunft zu geben; sie sei nicht zu sprechen. Sie achtet nicht der Gegenwart der Kinder, wenn sie hinter einer Person her, der sie eben die schönsten Dinge ins Gesicht sagte, in marfanter oder lästlicher Weise redet. Wie oft sucht sie mit Hilfe der Kinder irgend etwas von ihm zu erreichen. Wie häufig werden die Kinder selbst belogen, indem man ihnen bei Anfallen von Trost und Ungezogenheit goldene Versprechen verpricht, Wunderdinge versagt, die nie Wahrheit werden. Man droht ihnen mit allem Möglichen, oder richtiger Unmöglichem, was passieren wird, wenn — oder man läßt sie an Bekannte, den Lehrer usw. irgend eine

Kindes gewährt mir viel Vergnügen,“ murmelt Goldsworth, vergeblich bemüht, seinen Worten Festigkeit zu geben. Es war vielleicht dies Zeichen unverkennbarer Erregung, was Dolu veranlaßte, ihm plötzlich schärfer anzusehen. Er schlug die Augen nieder, aber er fühlte, wie ihre Blicke auf seinem Gesicht haften und dasselbe zu erforschen strebten. Doch wenn ihr keine Stimme auch eine feine Erinnerung wachgerufen hatte, so stand doch ihre Ueberzeugung vom Tode desjenigen, an den diese Stimme sie erinnerte, so fest, daß der gespannte Ausdruck ihrer Mienen bald wieder in die frühere ergebnisvolle Gleichgültigkeit zurückfiel. Wie hätte es auch sein können? Nicht fünf- nicht zwanzig Jahre, nicht ein ganzes Menschenleben voller Leiden und Mühsale hätten sein Gesicht so verändern können, daß ihre Liebe nicht die Maske durchdrungen hätte. Doch das unbeschreibliche Glend jener zehn Tage im offenen Boot hatte ihn dermaßen verwandelt, daß selbst das Auge der Liebe getäuscht wurde. Und doch, wer die Frau aufmerksam beobachtet und bemerkt hätte, wie sie den Fremden anfab, der sich beinahe ängstlich im Schatten der Wand zu verbergen suchte, wer ihre gespannten Mienen, ihre unwillkürlich vornüber geneigte Gestalt gesehen hätte, der würde geglaubt haben, die Entdeckung sehe unmittelbar bevor. Die Stimme des Mannes hatte sie aufgeregt, doch sein Gesicht, seine ganze Gestalt gab ihr die Ruhe wieder. Wohl legte sich ein Schatten von Traurigkeit auf ihre Züge, der vorher nicht dagewesen war, doch unbefangene Wradh sie weiter: „Ich hoffe, Kelly ist artig gewesen, Herr Hampden?“ „D gewiß, sehr artig!“ Er schien zu denken, daß die Krisis überstanden sei, denn er atmete freier und nahm die Hand von der Stuhllehne. „Sie haben meinem Kinde so große Freude gemacht. Die Spielsachen sind eigentlich viel zu schön. Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen meinen Dank ausdrücken soll.“ „Von Dank kann auch gar nicht die Rede sein. Die Gesellschaft Ihres Töchterchens gewährt mir so viel Vergnügen, daß allein ich derjenige bin, der danken müßte.“ „Frau Parrot erzählte mir, daß Sie ein großer Kinderfreund wären. Wenn Sie Kelly einmal wieder haben wollen, schicke ich sie Ihnen gern.“ „Sie würden mir eine große Freude damit machen. Ich stehe ganz allein in der Welt und das muntere Gepplauder des kleinen Mädchens erheitert mich und tut mir wohl.“ Dolu warf einen schnellen mitleidigen Blick auf ihn und seufzte leise. Es fiel Goldsworth auf, daß ihr Anzug abgetragen aussah, trotzdem fand er sie aber noch schöner wie damals vor fünf Jahren, als er sie verlassen hatte. Ihre entwickeltere Schönheit verriet größere geistige Reife, und eine gewisse Mattigkeit ihrer Sprache und Bewegung gab den edlen Formen etwas Mühredes. Sie beugte sich zu dem Kinde nieder und streichelte ihm das Köpfchen. „Nun ist es aber Zeit für uns zu gehen, Kelly. Gib Herrn Hampden einen Kuß und danke ihm artig für die schönen Spielsachen, die er dir geschenkt hat.“

Endlich schob Kelly Teller und Laffe zurück. Goldsworth hingelte und gab Frau Parrot heimlich den Auftrag, den Stücken und die anderen Süßigkeiten in ein Paket zu packen, welches die Kleine mit nach Hause nehmen könne; dann sah er sein Töchterchen an der Hand und ging mit ihm in den Garten, wobei dasselbe die neue Puppe im Arm hatte und er das Pferd und den Wagen hinter sich herpaß. Im Garten war ein Rasenplatz, auf welchem eine Bank stand; hier setzte Goldsworth sich nieder, während Kelly zu seinen Füßen mit ihrem Spielzeug spielte. Es war ein geräumiger altmodischer Garten, unarenst von einer alten Mauer, welche die Spuren mancher Jahrzehnte trug und mit Schlingpflanzen bewachsen war. Mehrere große Birnbäume gaben etwas Schatten und an einem gebrechlichen Gitterwerk rankte einiges Spalierobst. Auf den Kieswegen wuchs das Gras wie ein Teppich und der Buchsbaum, der die Wege einschloß, war ungleich und buidig. Am Ende des Gartens stand ein alter Säbnerstall, den ein Drahtgitter einhegte, und hinter diesem befanden sich Säbner, die in der Erde nach Würmern scharren und munter gaderten. Es gab in dem Gartens, in welchem ein Ort wie dieser uns zuzugender ist, als ein Garten, der im Schmutz erotischer Gewächse prangt und mit böchster Kunst gepflegt ist. Unter Herz findet oft etwas so Friedevolles und Beschäftigendes in einfachen Sträußern und alten Obstbäumen, zwischen denen sich Säbner auf warmen Stellen sonnen oder in selbstgehackten Gruben im Sande baden, wie es kein Flöten der Nachtigall in stilvollen Parkanlagen ihm zu geben vermag. Auch Goldsworth empfand den wohlthätigen Zauber seiner Umgebung und vergaß fast sein Leid in der Freude an seinem Kinde, das jetzt so mütterlich seine Puppe wazieren fuhr. Er überließ die Kleine ihrem Spiel; erst als er glaubte, daß sie müde sein müßte, rief er sie zu sich. Eilig kam sie gedrungen und er hob sie auf sein Knie. „Jetzt fürchtet sich doch Kelly nicht mehr vor mir?“ „Nein, Kelly fürchtet sich nicht; Kelly ist dir dut.“ „Wirst du jetzt jeden Tag kommen, um mich zu besuchen?“ Die Antwort bestand in einem bejahenden Kopfnicken. „Ist dein Papa auch gut zu dir?“ Er dachte, sie wäre gelehrt worden, den Zahmarzt als ihren Vater zu betrachten, darum stellte er die Frage in dieser Form, so schwer ihm das auch wurde; aber es lag ihm daran, zu erfahren, ob sein Kind von seinem Stiefvater gut behandelt würde. Die Frage setzte sie offenbar in Verlegenheit. Sie war noch sehr klein und besonders im Sprechen sehr zurück; indessen gerade deshalb war es um so rührender, zu sehen, wie sie die zierlichen Augenbrauen zusammenzog und Goldsworth mit ernstem Sinnen und halbem Verständnis anfab. Gleich allen Kindern, die eine Frage nicht zu beantworten wissen, blieb sie jedoch still. „Bekommt du genug zu essen?“ Sie nickte wieder. Eigentlich hätte sie hier ihr Köpfchen schütteln können; doch Goldsworth, welcher damals die Art der Kinder nicht kannte, fühlte sich beruhigt, denn er mußte nicht, daß dieselben, so lange sie klein sind, häufig ihre Antworten so

esben. 3 Uhr. 1/8 Uhr. Theater: Die Theater am. riété. 3062 (halbe Preise) wohnl. Preise. en! Gasse 2 inmarf. inar prüfung über erbeten. die letzten usführ- approbierten rektion. s-Str. 1 ke 15 A. 2889 ter Licht. eiten. n. electr. n. gen. old se 3-5 0005 aren tr. 2 n. n. ung en rrasse 1 61.

erlogene Botchaft ausrichten, die den Zweck hat, den Eltern oder den kleinen Voten selbst eine Unannehmlichkeit zu erparen. Und liegt das Kind dann einmal aus eigenem Antriebe, dann ist der Aerger und die Bestürzung groß: „wie kommt mein Kind nur zum Lügen?“ Daran, daß eben die Jungen zwittern wie die Alten jungen, daran denken letztere in solchen Fällen nicht.

v **Kriegsschiffe auf dem Bodensee.** Das Londoner Blatt „Evening News“ meldet: „Auf dem Bodensee ist eine japanische Flottille erschienen, die sich über Tirol in die Gewässer am polnischen Seegeflüde begeben wird.“ Es wäre schon längst am Plage gewesen, die Seebewohner auf diese Gefahr aufmerksam zu machen und sie zu angestrengtestem Wachtpostenstehen zu veranlassen. Sehr zu empfehlen dürfte auch eine Konstatierung der Anwesenheit an den Wafado in Tokio und an den Admiral der Flottille sein. Das umfomehr, als wir eben von unserem xx Spezialberichterstatter in Schaffhausen erfahren, daß das japanische Flottillen bereits den Rheinfall passiert hat und nun mit Vollkraft Konstanz zusteuert. Die Phantastie der „Evening News“ ist stark wahrhaft; aber mit Kriegsschiffen hat man in der Tat schon im Laufe der Zeit auf dem friedlichen Bodensee geschossen, und das war gegen das Ende des unglückseligen 30-jährigen Religionskrieges. Die Schweden hatten unter ihrem Feldmarschall Wrangel am Bodensee entsetzlich gehaust. Nachdem sie Hohenbrenzen erobert, ließ der Feldherr im Jahre 1647 in Peregny Kriegsschiffe anordnen und erließen damit vor Lindau. Die Lindauer fuhren ihnen entgegen und besiegten sie in einem kleinen Treffen. Die Schweden flohen. Am 11. Februar desselben Jahres fuhr eine große schwedische Flotte 11 größere und zwei kleinere Fahrzeuge unter Führung Wrangels den See der Länge nach hinab und erschien vor der Insel Mainau, die damals mit Schanzen besetzt wurde. Die Insel wurde erobert und Vertrieben von fünf Millionen (2), Weidleder, Goldschmied u. u. wurden gestohlen. Als Lindau sich hartnäckig verteidigte, verbrannten die Schweden einige Schiffe und zogen ab, ihre Belagerungen zurücklassend. Zeit rüsteten die Kaiserlichen sieben Schiffe aus und warteten, von den Lindauern unterstützt, einen Sturm auf Mainau; sie wurden aber zurückgeschlagen, ja die Schweden in Heberlingen bauten zwei neue Kriegsschiffe von je 16 Kanonen und besetzten bald den ganzen Bodensee, überall brandend, wo sie es für zweckmäßig hielten. Sie ließen nichts aus Konstanz und Lindau heraus; in Fort Arthur legten Böle auf und machten sich das Vikariatsrecht an. Da zimmerten die Konstanz, Lindau und Peregny eine eigene Flotte, und am 21. August 1648 ließen sieben Zentl von Peregny aus; aber die Vaugenarmer und Mainauer (schwedischen) Schiffe griffen hart an und zerlegten die Flottille, die nach Lindau und Peregny sich zurückziehen mußte. Als nun die Schweden in Schiff gegen Lindau vorzuehen wollten (zu Land war die Eroberung Wrangel nicht gelungen), überfiel sie ein großer Sturm und verschiedene Anareifer kamen in den Wellen um. Diesen Kämpfen setzte der allgemaine Waffenstillstand vor dem Westfälischen Frieden ein Ziel. Wie durch einen Panzerbeschlag, sagt Gustav Schwab, dem wir oben zum Teil gefolgt sind, war das Aussehen des Sees im Augenblick verändert. Die Wasserstraße war

offen und bejodt, Handels- und Kauffchiffe flogen hin und her, die verhängten Tore der Seestädte öffneten sich, die Stommandanten und Offiziere der verschiedenen Flöße machten Luftfahrten zueinander und zeigten in Eintracht und Frieden. Der Friede des Jahres 1648 besiegelte diesen Zustand, aber die Spuren der Tätigkeit jenes Bodenkrieges entstellten noch lange die Ufer.

v **In dem Dorfe Arc bei Prag** wurden die Leichenreste von zwei Personen gefunden. Die Erhebungen der Polizei haben ergeben, daß ein Doppelmord vorliegt. Am 9. d. M. wurde der Gärtner Alois Vales aus Arc in einem Fialer dem Landesgerichte in Prag unter dem Verdachte eingeliefert, die beiden Personen ermordet und beraubt zu haben. Vales hat denn auch nachts nach 14 stündigem Zeugnissen den Doppelmord eingestanden. Es liegen nach den ferneren Umständen des Weibes von Vales und dessen Stieftochter folgende Einzelheiten vor: Der ermordete Mann ist ein Ungar, Namens Lafacs, der mit seiner Geliebten, einer Tschechin mit Namen Ganzely, in der Villa „Hlasa“ in Arc bei Prag wohnte und dann plötzlich mit ihr verschwand. Der Doppelmord geschah in der Nacht vom 23. zum 24. April 1902. Vales erschlug die schlafende Ganzely mit einem Hammer, dann wurde das Opfer schnell beiseite und die Spuren des Mordes wurden verwischt. Der Geliebte der Ermordeten, Lafacs, kam erst frühmorgens nach Hause. Er fragte nach der Ganzely und erhielt die Antwort, daß dieselbe noch nicht nach Hause gekommen sei. Er legte sich dann zur Ruhe und wurde im Schlafe von Vales erschossen. Seine Leiche wurde in die Grube im Garten der Villa, wo die Ganzely schon lag, getragen und dieselbst begraben. Die beiden Frauen waren bei den Mordtaten mit tätig. Der Mörder will bei den Ermordeten nur 300 Gulden gefunden haben. Am nächsten Tage fuhr Vales mit seinem Weibe und dem 1/2-jährigen Kind der Ganzely weg und legte es bei Dolan in der Nähe von Arasup nieder, wo es später aufgefunden und in Pflege genommen wurde. In der Mörderfamilie gab es leiblich Junk und Streit. Vales stellte seiner Stieftochter nach und sein eifersüchtiges Weib machte ihm arge Vorwürfe. Vor einigen Tagen grub Vales nach einer solchen häuslichen Szene einen Teil der verstorbenen Leichen aus und trug sie nach einem Gartenraum einer unweit stehenden Villa und legte einen Zettel bei, in welchem es hieß, dies seien die Ueberreste einer Ermordeten; es werde noch über ein zweites Verbrechen Mitteilung gemacht werden. Damit wollte er offenbar auf sein Weib und die Stieftochter, die mitschuldig waren, einen Druck ausüben. Wie schon gesagt, legten Vales, sein Weib und seine Tochter um 2 Uhr nachts ein unfaßliches Geständnis ab, und gaben auch den Ort an, wo die Ueberreste des Lafacs begraben wurden. Am Donnerstag kam eine Kommission an Ort und Stelle und fand in dem Garten der Villa, wo Vales bedienstet war, in der Nähe des Maschaues die noch lebenden Knochen. Es hat den Anschein, als ob man noch auf die Spur eines weiteren Verbrechens gekommen wäre. Die Kommission stellte fest, daß die von Vales zu dem Gartenraum einer anderen Villa übertraagene Teile eines Frauengerippes von einer dritten Person herzurühren scheinen. Am Donnerstag wurde eine gewisse Marie Neyel, mit welcher Vales ein Liebesverhältnis hatte, festgenommen. Wie aus Prag berichtet wird, hat die

Aufdeckung des Grabes des ermordeten Lafacs sensationelle Enthüllungen gezeigt. Man entdeckte in dem Grabhaupte ein förmliches Massengrab von Leichenknochen, die wahrscheinlich von ermordeten Personen herrühren. Es scheint, daß man es in diesem Falle mit großen Massenmorden zu tun hat. Es verdächtig sich jetzt der Verdacht, daß das Gerippe, welches bei der Villa „Hlasa“ aufgefunden wurde, gar nicht der Mathilde Ganzely, sondern einer anderen ermordeten Frauensperson angehört, denn die Ganzely wurde bei der Ausgrabung am Donnerstag als Leiche neben Lafacs liegend aufgefunden und ist leicht zu erkennen, da die Verwesung nicht zu sehr vorgeschritten ist. Es besteht der Verdacht, daß das zuerst entdeckte Gerippe der Frau Weber, der Schwester der Mathilde Ganzely, angehört, denn diese sowohl, wie ihr Mann, sind ebenfalls verschwunden. Die Untersuchung wird eifrig fortgesetzt. Die ganze Geschichte ruft natürlich in Prag und Umgebung die größte Erregung hervor.

v **Verlichingen — Soensbroech.** Professor Dr. Werke schreibt in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 7. November über Verlichingen: „Welchen Theologen, der noch Liebe zu seiner Kirche hat, muß es nicht empören, daß ein so annähernd, unwissender, nicht einmal des Katechismus kundiger Dilettant wie Verlichingen die Geschichte entstellt, die Konfessionen gegeneinander hegt. . . .“ Und doch muß man sich fragen: Was ist Verlichingen gegen Soensbroech, der ganz Deutschland durchreist und in allen großen Städten vor tausendköpfiger Menge seine Brandreden gegen Papsttum und Kirche hält? Wir wollen Freiberrn von Verlichingen wegen seiner geschichtlichen Zertümmel und Fehler nicht in Schutz nehmen. Wenn aber die liberale Presse ihn wütend anfaßt und ihm Störung des konfessionellen Friedens zur Last legt, so hat sie, die die Soensbroech, Bräunlich, Schwarz, Wöhlting und Du Roussin nicht bloß ertragen, sondern sogar bis in den Himmel gelobt hat, am allerwenigsten Grund dazu.

Büchertisch.

Friedensblätter. Monatschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens. Herausgeber: Präfeld, Erzbischof, Erzbischof in Regensburg. Verlag von Gubel & Scherer in Würzburg. Jährlich 12 Hefte — 3 M. — Mit vorliegendem Heft nimmt der IX. Jahrgang der „Friedensblätter“ einen viel versprechenden Anfang. Gleich der Zeitschrift „Die Gemeinwohl der Heiligen“ kommt aus der Feder des hochw. Bischofs von St. Gallen, Dr. Augustinus Egger, und wird viele erkennen. Dem Schrift führt würdig an der Anfang. Das Leben Jesu in der katholischen Kirche von Konstantin Dr. Wengenber, der in Regensburg die Herzen der Zuhörer wie im Sturm der Vegetation mit sich fortzieht. Er was den tiefen inneren Feuer, das sein Wort erfüllt, glüht auch in den hochgeliebten Ausführungen, die er uns hier bietet. Dr. Jos. Vopp, der seine Schrift und Pädagogik, liefert unter dem schlichten Titel: „Christlicher Hausieren“ beachtenswerte Beiträge über unser Verhältnis zur Kultur. Tiefe Einblicke in die unbegreifliche Weisheit und Wahrheit des Evangeliums werden uns da eröffnet. „Was Nehbuch und Dreyer“ (vom Herausgeber) ist der Anfang zu einer Serie von Aufsätzen, in denen das innere religiöse Leben der Kirche, wie es sich besonders im Kirchenjahr offenbart und zur Belebung und Erbauung vorgeführt wird. Fiermal ist die liebe, anziehende Gestalt des heil. Franziskus von Assisi gewählt. Hierzu treten noch die gemüthvollen Beiträge zur Festigung und Förderung religiösen Lebens und Friedens von Prof. Adolter (Regensburg), sowie eine feilselnd gezeichnete Skizze über John Henry Newman und von evangelischer Seite „Der deutsche Adel und das Apostolat“. Der reiche Inhalt wird vervollständigt durch die schöne Blumen-erklärung und gut ausgewählte Gebichte.

einrichten, wie sie glauben, daß man diese von ihnen erwartet und daß man so mit ein Ja oder Nein je nach dem Ausdruck des eigenen Gesichtes erhält.

„Betet deine Mama auch mit dir?“

„C. Kelly betet, Kelly sagt: Lieber Gott, segne liebe Mama und Kelly, lieber Gott, segne auch lieben Papa von kleine Kelly.“ Sie löste die gefalteten kleinen Hände, hob das geneigte Köpfchen und blickte verächtlich zu ihm auf.

Aus Goldsworths Brust drang ein schluchzender Ton, als sie geendet hatte. Wer war denn der liebe Papa von der kleinen Kelly anders als er selbst? Die Liebe hatte seiner Frau dieses Gebet eingegeben und ihr Kind, sein Kind war es, welches ihm diese Liebe erkennen lehrte. Ja! Gott hatte barmherzig das Gebet erhört und ihm aus weiter Ferne hierhergeführt, um ihn mit dem Glück zu begnadigen, die beseligende Botchaft von der unveränderlichen Liebe seines Weibes durch den wahrhaftigen Mund seines unschuldigen Kindes zu erfahren.

Kein Mangel an Liebe hatte ihm seine Dolly nicht abtrünnig gemacht. Treulos war sie nicht. Diese aequale Gewißheit hatte er jetzt. Welch besseres Zeugnis hätte er dafür erhalten können, als das Gebet, welches sie täglich durch das Kind zum Himmel sandte? Die ganze unendliche Liebe, die einst sein Herz durchglühte, war wieder erwacht. Er fragte sich, was er wohl an Stelle seiner jungen zarten Frau gemacht haben würde, wenn er in Glend und Kummer, unfähig zur Selbsthilfe, dieses zarte Mündchen, dieses süße kleine Geschöpf da neben sich, hätte hinsiechen sehen und, freudlos und allein, nicht im Stande gewesen wäre, es der schrecklichsten Not zu entreißen.

Kein, um des Kindes willen wäre auch ihm kein Opfer zu groß gewesen. Er konnte den Schritt, welchen seine Frau in gutem Glauben getan, nicht verdammten.

Die Kleine wurde es endlich müde, länger still zu sitzen, sie glitt von dem Knie des Sittenden herunter und kehrte zu ihrem Spielzeug zurück. Das rüttelte Goldsworth auf, er folgte ihr wieder mit den Widen.

Wohl hätte er gern mehr erfahren, gern mehr von Dingen gehört, die ihm stets ans neue sagten, daß seine Dolly noch immer in alter treuer Liebe seiner dachte, ihr Herz noch immer ihm gehörte, obwohl eine Schranke, unüberwindbar wie der Tod, sie von ihm trennte. Doch diese Sehnsucht durfte er nicht stillen, die Vorsicht mahnte ihn, keine weitere Fragen an das Kind zu richten, denn er mußte befürchten, daß das unbedulliche Geplapper desselben der Mutter verständlich genug sein würde, und die Reugier, die seine Fragen verrietten, ihr von seiten eines Fremden entschieden auffallen und ihr Raddenken hervorrufen mußte. Ein solches aber konnte wenn es auch nicht zur Entdeckung seines Geheimnisses führte, doch Veranlassung werden, daß jedem weiteren Verkehr zwischen ihm und seinem Kinde ein Ende gemacht wurde.

Aus diesem Grunde schwieg er und genoß still den Frieden, den seine Umgebung ihm ins Herz senkte.

Eine Stunde verging. Im Garten wurde es frisch und kühl. Die untergehende Sonne warf sanfte Schatten auf das graue Gemäuer und entzündete funkelnde Plätze auf den weinunrannten Fensterscheiben. Die Sperlinge flogen noch eine Weile zwitternd von Baum zu Baum. Das Gezwir des Fühnervolles im Stall verstumte allmählich, auch Kelly hatte ihr Spielzeug verlassen und war zutraulich wieder auf Goldsworths Schoß geklettert.

Sie schien ermüdet und Goldsworth war eben im Begriff, sie ins Haus zu tragen, als die Wirtin erschien und meldete, daß Frau Komweg gekommen sei, um ihr Lächterden abzuholen.

Goldsworth warf einen raschen Blick auf das Fenster, doch Dolly war nicht zu sehen. Er setzte das Kind logisch zur Erde und sagte:

„Nun gib mir zum Abschied noch einen Kuß, mein kleiner Liebling, und dann laß dich von Frau Parrot zu deiner Mama führen.“

„Aber wollen Sie denn nicht mitkommen, Herr Hampden? Frau Komweg möchte Ihnen gern für Ihre Güte danken.“

„Nein, nein, bitte, jeder Dank würde mich in Verlegenheit setzen,“ stotterte Goldsworth, indem er sich niederbeugte und die Puppen im Wagen ordentlich jekte, um seine Erregung zu verbergen.

„Sie wird es aber gewiß sehr unfreundlich finden, wenn Sie ihren Dank nicht annehmen wollen.“ suchte Frau Parrot zu bereden. „Sie hat während der letzten fünf Minuten Ihnen beiden durch das Fenster zugehört und ich habe ihr natürlich erzählt, wie Sie Kelly bewirte und beschenkt haben.“

Der Moment der Ueberlegung barg einen Kampf qualvoller Sehnsucht und zitternder Angst; durfte er es wagen seiner Frau entgegen zu treten? Es schien ihm undenkbar, daß er sich in fünf Jahren derart verändert haben könnte, daß er von seinem Weibe nicht erkannt werden mußte.

Doch es blieb ihm nicht Zeit, sich lange zu befinden. Es galt sofort zu handeln; er mußte das Zusammentreffen wagen, denn jeder Wortwand, dasselbe zu vermeiden, würde Dollys Argwohn erregen und eine spätere Begegnung um so gefährlicher machen.

Mit aller Willenskraft seine furchtbare Aufregung beherrschend, sagte er deshaß:

„Ja, Sie haben ganz recht, Frau Parrot, die Dame könnte mich für unhöflich halten, wenn ich sie nicht begrüße.“ Damit nahm er Kellys Hand und ging mit ihr nach dem Hause.

Als er das Zimmer betrat, sah Dolly in einem Armstuhl neben dem Kamin. Sie erhob sich und beide machten sich eine stumme Verbeugung, während Kelly logisch auf die Mutter losstürzte und ihre Puppe in die Höhe haltend rief: „Sieh nur Mama, was ich habe!“

Nichts konnte Goldsworth gelegener kommen als dieser kleine Zwischenfall, denn er gab ihm Zeit, sich so gegen das Fenster zu stellen, daß sein Gesicht nicht zu verkennen war. Hierzu hatte er noch Besinnung genug, doch im nächsten Augenblick war es ihm, als wenn sich das ganze Zimmer mit ihm drehte, so daß er genötigt war, nach der Stuhllehne zu greifen.

Würde sie ihn erkennen?

Das Herz pochte ihm zum Herspringen. Hoffnung und Furcht kämpften in seiner Brust. Ein wildes Gefühl sehnsüchtiger Liebe und das vernichtende Bewußtsein, daß namenloses Elend folgen muß, wenn sie ihn erkennt, erdrückten ihn beinahe.

„Ach bin Ihnen viel Dank schuldig, Herr Hampden, für Ihre große Güte gegen meine Kleine,“ klingt ihm endlich Dollys sanfte, ihm so vertraute Stimme entgegen.

„Im Gegenteile, ich bin es, der zu danken hat; die Gesellschaft des